

Das alte Griechenland im neuen.

Vortrag des Oberlehrers Wilhelm Thielemann,

gehalten im Sommer 1914 in der Aula der Schule über seine halbjährige Studienreise

durch Griechenland

im Winter 1912/13.

Was ich Ihnen heute abend vortragen will, könnte ich am besten in die Worte fassen:

„Das alte Griechenland im neuen“

und damit hätte ich eine Form gewählt, die gerade vor 50 Jahren der Philologe Kurt Wachsmuth als Titel eines Büchleins verwandte, in dem er knapp und treffend auf einige markante Spuren des Nachwirkens antiker Tradition im neugriechischen Volkstum hinwies. Es war der Niederschlag dessen, was er auf einer Reise durch Griechenland beobachtet hatte, und die mannigfaltigen Gebiete, die er in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hatte, sind inzwischen von anderen eingehender auf ihren Zusammenhang mit dem altgriechischen Leben hin untersucht worden. Der weitere Kreis der fürs Altertum Interessierten und der engere der Philologen vom Fach hat diesen Untersuchungen und Ergebnissen im ganzen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Das ist zunächst befremdlich genug. — Man sollte meinen, daß jeder, der unter innerer Anteilnahme mit griechischer Sprache, Literatur und Geschichte sich jahrelang beschäftigt hat, vor allem jeder, der sich dem Studium des Altertums gewidmet hat, auch Stellung nehmen müsse zu den lebenden Nachkommen der Hellenen und zu dem, was sie mit der antiken Welt verknüpft. Wie erklärt sich nun die Gleichgültigkeit gegenüber dem neuen Hellas, die nur im Zeitalter der griechischen Befreiungskämpfe in gewissen Kreisen einer übertriebenen Begeisterung gewichen und sonst seit Jahrhunderten herrschend geblieben ist? Sie hängt zunächst zusammen mit der weit übers Ziel schießenden Verherrlichung der Antike, die dazu führte, daß man sie in jeder Hinsicht, in jeder Form ihrer Lebensäußerung idealisierte. Diese „klassizistische“ Anschauung, die das Griechentum als schlechthin vorbildlich betrachtet, beginnt schon im späteren Altertum, erreicht ihren Höhepunkt in der Renaissance und wirkt heute noch nach. Und je mehr nun die Zeitgenossen eines Leonidas oder eines Perikles zu Idealgestalten wurden, je mehr sie sich dem Maßstab entzogen, nach dem man die übrige Welt abschätzte, desto tiefer mußten die in eben dieser realen Welt wandelnden Nachkommen, denen ja auch noch dazu ein sehr dornenvoller, ihre besten Kräfte aufreibender Weg der geschichtlichen Entwicklung gewiesen war, in der allgemeinen Achtung sinken. — Nun ist man ja von der eben gekennzeichneten Betrachtungsweise heutzutage längst abgekommen. Man bemüht sich, vorurteilsfrei, lediglich historisch-objektiv die Erscheinungen der Geschichte der Griechen ins Auge zu fassen, man ist nicht blind gegen ihre Fehler, und wenn man ihre Vorbildlichkeit auf beschränkten Gebieten z. B. in der bildenden Kunst bis zu einem gewissen Grade gelten läßt, erkennt man sie doch nicht mehr als eine absolute an. Von diesem Standpunkt aus würde man sich gegen einen Vergleich des Volkscharakters und der im Volk lebendigen Anschauungen von einst und jetzt nicht sträuben. Aber viele der wissenschaftlich-kritisch Gerichteten hat ein anderes lange von solchen Betrachtungen abgehalten, nämlich die Nachwirkung einer Theorie, die um 1830 aufkam, daß die jetzigen Bewohner des südlichen Balkans von den Hellenen nur den Namen entlehnt hätten, daß ethnographisch gar kein Zusammenhang bestände, daß sie vielmehr die Abkömmlinge eingewanderter Slaven wären. Der Geschichtsforscher und Orientreisende Fallmerayer, der diese Ansicht aufgebracht und zu begründen versucht hat, sehr eindrucksvoll in seiner Beweisführung und fesselnd in seiner Schreibweise, hat damit in den 30er Jahren die eben

noch beim griechischen Freiheitskampf aufgeflamnte Begeisterung erheblich gedämpft. — Mit Recht hat man seinen Ausführungen ernste Beachtung geschenkt. Man hat sich daran erinnert, welche Massen von Anstiedlern, Albanesen und Slawen, im Laufe der ersten Jahrhunderte des Mittelalters und später ins Land gedrungen sind und wie dadurch die Reinheit der griechischen Rasse gelitten haben muß. Aber in ihrem vollen Umfange erkennt kein Berufener heute die Resultate Fallmerayers mehr an — und selbst wenn sie zutreffend wären, in dem, was wir heute betrachten wollen, brauchten sie uns nicht irre zu machen. Mag in der äußeren Erscheinung der jetzigen Bewohner Griechenlands der slawische und stellenweise der albanesische Typus in weiten Landstrichen vorherrschen, im geistigen Leben hat das Slawentum sich nicht durchsetzen können, da hat es der althellenischen Tradition das Feld geräumt. Auch da, wo die fremden Elemente den größeren Bruchteil ausmachten, hat das Griechentum die Kraft besessen, sich diese Elemente zu assimilieren. Und so wurzelt denn die Idee im heutigen Griechenland unausrottbar fest, daß die da siedeln Nachkommen der Alten sind, — es wird eine Sprache da gesprochen, die sich streng, leider allzu streng an die klassische bindet, es finden sich volkstümliche Bräuche und Anschauungen in Hülle und Fülle, die trotz dem Eindringen des Christentums jahrtausende altes Erbgut erhalten haben. Wir können wohl nicht von einer einheitlichen griechischen Rasse, aber wir können mit Fug und Recht von einer griechischen Nation reden. Wenn ich nun im weiteren Fortgang meiner Ausführungen die Verbindung zwischen dem einstigen und dem jetzigen Hellas auf zwei Gebieten aufzuzeigen unternehme, auf dem der Sprache und dem, was wir folklore oder Volkskunde nennen, so ist das an sich ausreichend, um einen Begriff von dem hier aufbewahrten Erbe der Alten zu geben, und ich hätte mich wohl darauf beschränken können. Aber an jeden, der mit frischen Eindrücken von einem Aufenthalt unter diesem Volke herkommt, ist man wohl berechtigt, die Frage zu stellen, ob er etwas von dem Zusammenhang zwischen Alt- und Neugriechen sozusagen mit Augen geschaut habe, oder anders ausgedrückt: Ob man an den modernen Griechen, wenn man sie ohne Voreingenommenheit beobachtet, Züge erkennen kann, die auf Verwandtschaft mit dem uns aus der klassisch-hellenischen Geschichte vertrauten Volkstypus hinweisen. Diese Frage will ich Ihnen in einem ersten Kapitel zu beantworten versuchen, das naturgemäß einen mehr subjektiven Charakter hat und nicht Anspruch darauf machen will und kann, feststehende und gegen Widerspruch gesicherte Urteile zu enthalten. Ich werde daher von mancherlei Erlebnissen reden, die in mir noch lebendig sind, und ich hoffe, daß ich dadurch die mannigfaltigen Gestalten aus dem griechischen Volksleben lebendig machen kann.

Wer auch nur einmal das Schiff verläßt und aus der Hafenstadt ins Innere sich wendet, in das einförmige raue Bergland, das von der Schar der Vergnügungsreisenden bis jetzt immer gemieden wurde, der sieht zu seiner Freude, daß eine alte Tugend, von Homer schon verherrlicht, auch heute noch beim Volk in Übung ist: die Gastfreundschaft, die Rücksichtnahme auf den Fremden. Eine Szene wiederholt sich sehr oft und zeigt dem Reisenden, daß am Hirtenleben der griechischen Gebirgswelt die Jahrtausende spurlos vorübergegangen sind. Er kommt irgendwoher aus der Küstenebene den steinigen Pfad (*τροχιεῖαν ἀραρόν*) heraufgegangen oder geritten an eine Stelle, wo Hirten ihr Standlager haben und wo der Führer zu rasten vorschlägt. Das erste, was ihn aus den Träumereien in der Einsamkeit aufrüttelt, sind die halbwilden Hirtenhunde, die mit Gebell auf ihn losstürzen. Und wenn er sich nach Rettung vor diesen Bestien umsieht, dann erscheint wohl einer von den Berghirten mit dem mantelartigen Überwurf aus demselben schweren Wollstoff, wie er schon im Altertum verwendet wurde und dem Stab, den man leicht als Vorbild des Bischofsstabes erkennt. Der treibt dann — wie Eumaios in der bekannten Szene im 14. Buch der Odyssee — die Hunde mit Steinwürfen auseinander, darauf nähert er sich dem Gast mit einer gewissen Feierlichkeit und heißt ihn in feststehenden Redewendungen willkommen. Und dann bietet er dem *ξένος* — er gebraucht das alte Wort immer noch — alles an, was er hat: Essen, Trinken, Nachtlager, und er tut das, ohne auf eine Vergütung zu rechnen, obwohl er in jedem Reisenden einen schwerreichen Engländer (*λόγδος* wie er sagt) sieht. Ist nun das erste Staunen über den Neuling überwunden, dann zeigt sich jene naive Neugier, die dem Reisenden in Griechenland zuerst so originell vorkommt und auf die Dauer so lästig wird. Er wird ausgefragt, gerade wie der fahrende Held der Odyssee bei den vielen Gelegenheiten, wo er unerwartet erscheint. *Τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν;* und eine Menge anderer Fragen muß er dem interessiert lauschenden Gastgeber beantworten. Und er merkt bald, daß dieser, so weltabgeschieden er lebt und so altväterlich er im Außern erscheint, über die Vorgänge in der Welt, so weit sie sein Volk angehen, gut unterrichtet ist. Worum es sich handelte im vorjährigen Krieg, das wußte im abgelegensten Gebirgstal jeder Schäfer so gut, wie bei Homer der göttliche

Saubirt auf der einsamen Berghalde fern von der Stadt seines Fürsten über den Krieg um Ilios, seine Veranlassung und die Teilnahme der Helden berichten kann. — Also Ζεός ξένιος waltet noch im heutigen Griechenland und zwar nicht etwa nur in abgelegenen, kulturfernen Regionen. Die Auffassung der heiligen Pflichten gegenüber dem Fremden muß tief eingewurzelt sein im griechischen Volksbewußtsein, denn sonst müßten in Zeiten, wo andere Völker sich leicht lockern, also vor allem im Krieg, auch diese Rücksichten hinfällig werden. Aber gerade aus der Kriegszeit und aus deren aufregendsten Tagen kann ich Ihnen noch ein paar Beispiele dieser schönen Sitte anführen. Die Mobilmachung im Oktober 1912 überraschte mich in der Nähe von Mykenae. Als ich zur Bahnstation kam, war für Zivilisten die Beförderung nach Athen ausgeschlossen. Ich weiß nicht, ob man sich bei solchen Verhältnissen anderswo um einen Fremden irgendwie kümmern würde, der das Mißgeschick hätte, in die Massen der Gestellungspflichtigen hineinzugeraten. Ich habe es auch nicht erwartet, am allerwenigsten von einem in solchem Falle mit verantwortlicher Tätigkeit überhäuftem Beamten. Und doch hat der Bahnbeamte auf dieser kleinen Station mir freiwillig seine Dienste angeboten, hat mich mit in seine Behausung genommen, mich mit großer Geduld und Freundlichkeit ausgefragt, mir Ratschläge gegeben — und das kostete ihn viel Zeit, denn ich verstand noch wenig von der Umgangssprache — hat dann auch die Mühe nicht gescheut, nach Athen zu telefonieren, um mir die Erlaubnis auszuwirken, daß ich in der Richtung nach dem südlichen Peloponnes meine Reise fortsetzen durfte. Und mit einem anderen Beamten bin ich noch zusammengekommen, von dem man Rücksicht auf den Fremden am wenigsten hätte erwarten sollen. Im Winter, als der Krieg noch andauerte, hatte ich die Unvorsichtigkeit begangen, allein an der Bahnlinie, die nach Norden, also nach dem Kriegsschauplatz führt, ein Stück entlang zu gehen, um die Ruinen des alten Tanagra zu besuchen. Ich wurde da bald von einem Posten aufgegriffen und unter dem Verdacht, ein *κατάσκοπος*, ein Spion zu sein, dem Gendarmen der nächsten Ortschaft überliefert. Ich muß sagen, dieser Gendarm hat seine Pflicht sehr ernst genommen. Wir haben stundenlang geredet, um über den Fall uns auszusprechen, weil er meinen Paß, aus dem hervorging, daß ich ein harmloser, ausländischer Staatsbürger war, nicht lesen konnte. Schließlich hat er mich in eigener Person nach der Ruinenstätte begleitet und mich auch wieder zum nächsten Bahnhof gebracht, und ich glaube, es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als ich abdampfte. Denn ganz und gar überzeugt, daß ich nicht etwa in türkischem Dienst Spionage treiben wollte, war er nicht. Jedoch war ich noch keine Viertelstunde mit ihm zusammengewesen, da hatte er schon, trotz der dienstlichen Unterhaltung, durch seine Frau alles herbeiholen lassen, was er an Erfrischungen im Hause besaß; dann lud er mich auch noch zum Mittagessen ein, und die ganze Schererei, die er mit mir hatte, hat ihn nicht so gekränkt wie die Ablehnung dieser Einladung. Ich war ihm wohl verdächtig, aber ich war zugleich ein Fremder und er ein Grieche, und gastfreundschaftliche Verpflichtungen — das war seine Auffassung — müssen auch in diesem Fall eingehalten werden. — Und nun noch ein Erlebnis, wieder aus ganz anderer Umgebung! Im Februar vorigen Jahres unternahm ich trotz allen möglichen Mißhelligkeiten, die der Krieg für den Seeverkehr mit sich brachte, eine Fahrt nach Kreta. Auf dem kleinen Dampfer, den ich benutzen mußte, wurden die kretischen Kriegsfreiwilligen in ihre Heimat zurückbefördert. Ein schöner, urwüchsiger Menschenschlag, so wie ihn eine reine Rasse zeitigt, kräftige und doch biegsame Gestalten, ausdrucksvolle Gesichter. Nur konnte ihr stolzes Aussehen mich nicht darüber hinwegtäuschen, daß ich in diesen Reisegefährten ein übles Gesindel vor mir hatte. Sie waren wegen Raubens und Plünderns von der griechischen Militärverwaltung heimgeschickt worden, sie hatten ihre Waffen noch bei sich, sogar ihre scharfen Patronen und machten sich nun, wie das griechische Gepflogenheit ist, ohne irgend einen Klassenunterschied zu berücksichtigen, auf dem ganzen Deck breit. Und so unheimlich sie mir zunächst vorkamen, ich habe während der anderthalbtägigen Fahrt, während der ich stundenlang zwischen ihnen auf engem Raum umhergegangen bin, kein unfreundliches Wort gehört, nicht einmal eine unfreundliche Miene gesehen. Sie wichen mir immer höflich aus, sie erwiesen mir auch manche kleine Gefälligkeiten, und als ich einem bei einer solchen Gelegenheit ein Geldstück in die Hand drückte, wies er es verständnislos zurück. Nun, das letzte ist sicher kein echt griechischer Zug, und ich muß hinzufügen, er ist mir in Griechenland auch nicht wieder begegnet, aber die Art, wie diese Kreter, diese verwilderten Gefellen, dem fremden Mitreisenden begegneten, deckt sich mit der Stammesitte ihrer nunmehrigen griechischen Mitbürger. —

Wir brauchen aber nicht so weite Fahrten zu wagen im Binnenland und auf der See, um das alte Griechenland im neuen wiederzufinden. Auch im Getriebe der alten, jetzt in gleißendem modernem Gewand prangenden Hauptstadt drängen sich uns Eindrücke dieser Art auf. Wer durch

die Straßen geht, etwa zur Abendzeit, wenn die Promenaden sich füllen, dem ist's als läse er auf allen Gesichtern die alte Frage, die schon im Altertum durch die Volksmenge schwirrte: *τι ἐστὶ νέον*; Was gibt's wieder Neues? d. h. genau gesprochen: Wird sich nicht bald wieder einmal in den Verfassungszuständen etwas ändern? Er hört das unfruchtbare Diskutieren und Politisieren, das früher in den Wandelhallen und Handwerkerstuben vor sich ging, jetzt in den Cafés an jedem Tische, und wenn er dann sieht, wie alles sich auf die Zeitungen stürzt, wie Leute jeden Standes, Schuhpußer und Eselsreiber nicht ausgeschlossen, sich in die politischen Vorgänge mit der Miene berufener Kritiker vertiefen, wie der Wagenführer auf der Straßenbahn sein Zeitungsblatt ebenso neben sich liegen hat, wie auf dem Dampfer der Mann am Steuerrad, so fällt ihm wohl Platos aus der Beobachtung seiner Zeitgenossen geschöpfte Kritik ein, daß nämlich der einfache Staatsbürger anstatt sich zu bescheiden *τὰ ἑαυτοῦ προάγειν* sich zum Besserwiser in den höchsten politischen Fragen aufwirft. Und wenn man weiter die große Schar der Halbgebildeten beobachtet, die sämtliche modernen Sprachen in leichter Unterhaltung anzuwenden wissen und von der Literatur jeder Sprache gerade die Oberfläche gestreift haben, die über Themata jeder Art, von denen sie im Grunde nichts verstehen, artig zu disputieren wissen, so mag man sich der alten Sophisten geringeren Schläges erinnern mit ihrer Wertschätzung eines rein praktischen, äußerlichen, immer paraten Wissens. So überzeugt man sich bald, daß die von den großen Erziehern des Volkes schon oft gerügte Vielgeschäftigkeit, die *πολυπραγμοσύνη* auch heute noch nicht ausgestorben ist. — Das weitgehende Unvermögen, höherer Einsicht und fachmännischer Kenntnis sich unterzuordnen, ist heute wie damals eine Wirkung des mißverständenen Freiheitsbegriffes. Kein Wort hat einen helleren Klang als die in schwungvollen Versen und in phrasenhaften Zeitungsartikeln gefeierte *ἐλευθερία*. Sie muß einerseits herhalten, wenn hohe Ziele erkämpft werden sollen (galt doch auch im letzten Kriege die Freiheit der Griechen in türkischen Gebieten als Kampfpreis) und sie muß anderseits auch dazu dienen, Disziplinlosigkeit und mangelnden Ordnungssinn zu entschuldigen. Wir würden den gleichen Zustand in der klassischen Zeit wiederfinden, könnten wir uns in eine der demokratischen Gemeinden des Mutterlandes oder auch Joniens oder Siziliens versetzen. Und damit haben wir schon die Grenze des eigentlich politischen Gebiets berührt, auf das wir doch auch einen kurzen Blick werfen wollen. Auch hier im Grunde wenig Veränderung. Die Griechen haben es zwar zur nationalen Einheit gebracht, der landschaftliche Partikularismus der klassischen Zeit ist schon lange aufgehoben, sie haben auch im vergangenen Jahrhundert eine monarchische Verfassung beschert bekommen. Aber die ist von den Großmächten ihnen aufgezwungen und galt bis in die Gegenwart hinein als nicht recht gefestigt. Unter der Oberfläche aber wirken dieselben zersetzenden Einflüsse wie im Altertum. Es bestehen stets zwei Parteien, die eigentlich kein anderes Ziel haben, als sich gegenseitig zu bekämpfen. Wenigstens ist die Verschiedenheit nicht an einem verschiedenen politischen oder wirtschaftlichen Programm zu erkennen, sondern sie sind nur auf zwei Parteiführer eingeschworen. Daß dabei die Vertreter der am Ruder befindlichen Partei in ihrem persönlichen oder Parteiinteresse den Staat rücksichtslos auch materiell ausbeuten, auch das wird von Kennern dieser Zustände behauptet und läßt sich leicht zu antiken Gepflogenheiten in Beziehung setzen. So schreibt ein Engländer, der Griechenland gut kennt: „Der Kontrast zwischen einem Aristides und einem Themistokles ist der natürlichste Ausdruck griechischer Denkweise. Moralische Rechtlichkeit und glänzende geistige Begabung werden nicht bei ein und demselben Manne vorausgesetzt. Und meistens preisen die Griechen jetzt wie in früherer Zeit andere wegen ihrer Gerechtigkeit und sind selbst stolz auf ihre Verschlagenheit. Den Höhepunkt aber der Gewandtheit hat der erreicht, der beides versteht: Zu profitieren durch Unredlichkeit und den Ruf der Ehrlichkeit aufrechtzuerhalten“. — Wie hart klingen in unserm Munde Worte wie „Verschlagenheit“, „Unredlichkeit“. Wir sitzen dabei schon über den zu Gericht, dessen Eigenschaften wir so benennen. Und doch ist bei uns ein Ausdruck wie „unredliches Verhalten“ noch ein Euphemismus. Wenn wir das, was wir dahinter vermuten, ungeschminkt mit „Diebstahl“ bezeichnen, überläuft uns ein gelinder Schauer. Der Klang des Wortes erzeugt in uns die Vorstellung eines Verbrechens. Dem Griechen haben die entsprechenden Worte *κλέπτειν*, *κλεπτοσύνη* immer viel weniger hart im Ohr geklungen, weil die Handlung für ihn eine harmlose Bedeutung hat. Mit welch lebenswürdigem Humor behandelt Sophokles die Geschichte vom Rinderdiebstahl des jungen Hermes! Und wie charakterisiert Homer den Großvater des Odysseus, *μητρὸς ἐῆς πατέρ' ἐσθλόν*, den „wackeren Vater seiner Mutter“! „Der tat sich hervor“, sagt er, „unter den Menschen durch Diebesinn und Eid (doch wohl „falschen Eid“). Ein Gott selbst hatte ihm das verliehen: Hermes. Dem opferte er wohlgefällige Schenkelfstücke von Schafen und Ziegen. So stand der ihm gnädig zur Seite“. Heute bezeichnet *κλέπτῃς* immer noch „Dieb, Räuber“. Es kann dem Wort auch jetzt noch

kein besonderes Odium anhaften, sonst wäre es nicht zum Namen geworden für die im Volkslied am meisten verherrlichte Gestalt. Der Klefte war in der Zeit der Fremdherrschaft der Mann, der vor den türkischen Bedrückern in die freien Berge entwich wie seinerzeit mancher Ionier vor den Persern auf die freie See. Hier wie dort mußte das Räuberhandwerk erhalten, den Lebensunterhalt zu gewinnen. Und vielleicht hat das Volk in den ionischen Städten diese Desperados ebenso mit seiner Sympathie begleitet wie das neugriechische: sie suchten ja die Freiheit, die aus ihrer Welt verschwunden. Es ist als hörten wir die kraftvollen Klänge der alten Elegien in dem modernen Lied:

„Wie lange, Pallikaren, wie lange sollen wir
Wie Löwen einsam haufen in Bergeswildnis hier!
Besser, nur eine Stunde zu leben frank und frei!
Als vierzig lange Jahre in Haft und Sklaverei!“

Der griechische Räuber war nun sicherlich kein Freiheitsheld, der wie Karl Moor die unterdrückte Menschheit rächen wollte, er machte auch dem Namen κλέφτης in ursprünglicher Bedeutung alle Ehre. Wenigstens heißt es in einem anderen Volkslied, in dem Romantik und Realismus eigenartig gemischt sind:

„Wenn sich die Bäume schmücken mit frischem Frühlingsgrün,
Greift er nach Schwert und Flinte, zur Bergeshöh' zu ziehn,
Im Lager anzutreffen die Kameraden sein,
Sein Handwerk zu erneuern im fröhlichen Verein,
Die Türten hinzuschlachten, den Wandrer auszuzeihn,
Und Reiche abzufangen für lohnenden Gewinn.“

Ich will mit den letzten Schilderungen keine falsche Vorstellungen von den jetzigen Zuständen im Innern Griechenlands erwecken. Das Räuberwesen hat da vor hundert und auch noch vor 60 Jahren geblüht. Heute — das muß man zur Ehre der griechischen Regierung und zur Beruhigung aller, die da reisen wollen, aussprechen — ist es mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Es ist schwer, den Charakter eines Menschen und noch schwerer den eines ganzen Volkes auf einfache Formeln zu bringen. Er erscheint für den Beobachter nicht zu allen Zeiten der gleiche, und Perioden tiefgehender Erregung — solche waren ja die letzten Jahre für Griechenland — rufen Lebensäußerungen anderer Art hervor, decken Charakterzüge auf, die mit dem fertigen Bild im Widerspruch zu stehen scheinen. So erlebte man's im Herbst und Winter 1912. — Das kleinliche Parteigekänk trat zurück, je mehr der zweifellos bedeutende Staatsmann Venizelos den Einfluß der Demagogen gewöhnlichen Schlages verdrängte; statt Hast und Vielgeschäftigkeit herrschte Zurückhaltung, ja ein fast feierlicher Ernst, und wenn man sonst in dem Südländer einen heißblütigen Menschen zu sehen erwartete, so fiel mir in dieser Zeit eher die Ruhe auf, die Selbstzucht, mit der man die Härten hinnahm, die der Krieg jeden einzelnen fühlen läßt. Ich hatte da Gelegenheit zu mancher Beobachtung in dieser Richtung, ich habe die Bauern im Innern des Landes bei dem Bekanntwerden der Mobilmachung, die Bürger mehrerer kleinen Städte beim Auszug der Truppen gesehen. Die maßvolle Art, die Dinge zu betrachten, die an den Alten als *σωφροσύνη* gerühmt wird, trat bei diesen Anlässen besonders hervor. Mir stehen die Leute noch vor Augen, die sich an der Straße zusammendrängten, auf der die Bataillone in Staub und Sonnenbrand dahinzogen. Wortlos mit der wie auf antiken Darstellungen in feierlicher Gebärde emporgehobenen Hand winkten die Bekannten den in Reih und Glied Marschierenden ihr Lebewohl zu. Man hörte keine patriotischen Phrasen, aber auch keine Klagen wurden laut. Nun konnte man das ja der beklommenen Stimmung zuschreiben, die so lange herrschte, bis man über den Gang der kriegerischen Operationen im Klaren war. Aber auch in der Siegesfreude zeigte sich jene Selbstbeherrschung, die einen manche unsympathischen Züge vergessen ließ. Als die ersten türkischen Gefangenen nach Piraeus kamen, war natürlich ganz Athen draußen am Strand. Ob die türkischen regulären Truppen solche entsetzlichen Greuel verübt haben, wie sie von den Banden in Mazedonien zweifellos verübt worden sind, können wir hier nicht entscheiden, aber sicher ist, daß jeder Grieche felsenfest davon überzeugt war. Und trotzdem wurde, als sich beim Näherkommen der Kriegsgefangenen in der Menge vereinzelt ein Zischen vernehmbar machte, dieses von der Mehrzahl aufs energischste gemißbilligt und hörte sofort auf. Man berief sich auf die alte Gesittung, die man beweisen mußte gegenüber dem Barbarentum, und in diesem Falle war das doch wohl mehr als eine Redensart.

So stellte sich das mehr passive Verhalten der griechischen Bevölkerung den Eindrücken des Krieges gegenüber dar und zeigte die jetzigen Träger des Hellenennamens als nicht so entartet wie sie

gemeinhin geschildert werden. Und so brauchen wir uns auch nicht zu scheuen, die Vergleichung auszuweihen auch auf das Gebiet der kriegerischen Betätigung.

Ich kann mir denken, daß es manchem als ein Sakrileg erscheint, alt- und neugriechische Kämpfer in einem Atem zu nennen. Als 1897 der Feldzug gegen die Türkei im Anfangsstadium scheiterte, da war in den Witzblättern die Gegenüberstellung dieser kläglichen Schlappe und der antiken Heldentaten sehr gebräuchlich, und man hörte wohl auch sonst die Frage: „Ist es möglich, daß diese Neugriechen, die so kopflos ihre Sache verloren gegeben haben, Nachkommen der Helden von Marathon und Salamis sind?“ Ich glaube, man muß die Frage anders stellen: „Sind die, die auf den antiken Schlachtfeldern gestritten haben, wirklich solche Helden ohnegleichen gewesen? Oder sind sie durch jahrhundertelange Schultradition und klassizistische Verherrlichung zu diesem feststehenden Typus von Heroen gestempelt?“ Wir wollen die Frage hier nur stellen, nicht auch beantworten. Niemand wird bestreiten, daß die alten Griechen in mancher Epoche ihren Gegnern taktisch überlegen waren. Von der Zucht im Heere machen wir uns vielleicht oft ein falsches Bild. Ihre Disziplin z. B. ist sicher von der in unserer Armee herrschenden so verschieden gewesen, wie die des heutigen griechischen Heeres es noch ist. Thukydides erzählt, daß, als der Stratege Demosthenes Pylos besetzt hatte, er diesen wichtigen Punkt verschanzen wollte. Es gelang ihm aber nicht, die Soldaten dazu zu überreden. Erst als ihnen bei ausgedehnterem Aufenthalt die Zeit zu lang wurde, begannen sie freiwillig mit der Schanzarbeit. — So geschah's im athenischen Heere während des peloponnesischen Krieges, so geschieht es auch in der heutigen Armee; der Offizier überredet mehr als er befiehlt. Und der griechische Soldat in alter wie in neuer Zeit sieht seine Haupttugend nicht in der unbedingten Unterwerfung unter den Willen der Organe der Heeresleitung; er ist und bleibt auch unter den Waffen Bürger des Staates, voll Verständnis und leicht begeistert für dessen notwendige kriegerische Ziele. Er fühlt sich mit verantwortlich für das Gelingen und hält fest an seiner Begeisterung, so lange es gut geht, so lange keine schweren Rückschläge kommen. Und wer sich nicht mehr in Reih und Glied stellen kann, der ist in solchen Zeiten bereit, von seinem Eigentum, das er sonst so emsig zu mehren bestrebt ist, vieles ohne Besinnen zu opfern. Was Opferwilligkeit des Volkes anlangte, konnte sich der letzte Krieg den besten Zeiten des Altertums würdig an die Seite stellen. Spezifisch kriegerischen Geist und kriegerische Eigenschaften aber zeigen die heutigen Griechen nicht und haben die alten nicht gezeigt, wenigstens die kulturell hochstehenden nicht, die das Interesse der Nachwelt vornehmlich auf sich gezogen haben. Anders hat es ja immer bei dem einen Stamm ausgesehen, der unberührt von allen Einflüssen der Bildung, seinerzeit in eine Welt absterbender Kultur eingebrochen war, zähe an alten Einrichtungen festhielt und seine urwüchsige Kraft bewahrte, bei den Dorern. Nun ist es wohl kein Zufall, daß gerade auf altdorischem Gebiet in dem wilden Gebirgsland der Maina, wo Eroberer in späterer Zeit nicht Fuß zu fassen vermochten, ein Geschlecht sich heute erhalten hat, für dessen Kulturstand Blutrache und die daraus entspringenden Geschlechterfehden charakteristisch sind. Von seiner Wildheit und Unbezähmbarkeit haben unsere Landsleute, die Truppen des ersten griechischen Königs, Ottos von Bayern, ein Lied singen können, die die undankbare Aufgabe hatten, in diesen Bezirken der neuen Regierung den Gehorsam zu erzwingen. — Es zeigt sich auch hier wie auf Korsika und in Albanien, daß in unzugänglichen Gegenden die Zeit an sich in den Sitten der Bewohnerschaft keine Wandlung zu schaffen vermag. Welch ungeheurer Kulturabstand auf kleinem Raum! In der Zeit, wo für uns die Geschichte Athens beginnt, betrachtet man dort den Areopag, der die Selbsthilfe des Einzelnen, dem ein Verwandter ermordet worden war, durch ein Gerichtsverfahren ablöste, als eine uralte, von den Göttern geschaffene Institution. Jede Erinnerung an seine Einsetzung war verblaßt, so weit lag der Zustand zurück, in dem der Einzelne selbst Rache nahm. — Und sie gehörten doch demselben Volk an: die den Abhang der Akropolis besiedelten, wo ein Mittelpunkt der Kultur entstand, der seinesgleichen nicht gehabt hat, und die in dem Gebirgswinkel sich festsetzten, wo bis in die Gegenwart urzuständige barbarische Bräuche herrschen.

Es liegt mir durchaus fern, zu behaupten, daß die hier vorgetragenen, meist rein persönlichen Beobachtungen ausnahmslos nur eine Erklärung zuließen, nämlich Ableitung aus dem alten Griechentum; ich gebe gern zu, daß manche der besprochenen Eigenheiten des politischen Treibens sich auf byzantinischen so gut wie auf klassischen Einfluß zurückführen lassen, daß manche Erscheinungen des öffentlichen Lebens sich überhaupt in allen demokratischen Staaten mehr oder minder stark bemerkbar machen. Es lag mir bisher nur daran, zu zeigen, daß es möglich ist, moderne Lebensäußerungen aus antiken zu erklären. — Ich gehe nun zu einem Gebiet über, dessen Beziehungen zur Antike ohne weiteres einleuchten, einem Gebiet, in dem ein Stück antiken Geisteslebens mit heiliger Liebe und mit pedantischer

Sorgfalt konserviert worden ist: Ich rede von der Sprache. Wer Altgriechisch kennt, dem wird es die beste Anschauung vom Zustand der modernen Sprache (ich füge aber gleich hinzu: Schriftsprache) geben, wenn ich ein paar kurze Proben vorführe. Ich wähle eine Zeitungsnotiz vom vorigen Jahre, die ich zufällig noch gefunden habe. Es handelt sich um irgend eine der vielen Verschwörungen in Konstantinopel.

Ὁ Ἄγγλος ἀνταποκριτὴς κατεγγέλλει ἐπίσης, ὅτι ἀνεκαλύφθη καὶ ἕν ἄλλο εἶδος συνωμοσίας, ἐπὶ κεφαλῆς τῆς ὁποίας ἦτο ὁ Νιαζή βέης, κατὰ τοῦ νέου καθεστῶτος καὶ ταύτης στρεφόμενης. Οἱ ἀρχηγοὶ τῆς συνωμοσίας, ἐν οἷς καὶ ὁ Νιαζή, ὁ περίφημος ἀρχηγὸς τοῦ Νεοτουρκικοῦ Κομιτάτου, τελευταίως δὲ διευθυντὴς τῆς Ἐρυθρᾶς Ἡμισελήνου, συνελήφθησαν.

Wenn man von einigen Änderungen in Wortschatz und Flexion absieht, die man in vier, fünf knappen Paragraphen aufzählen könnte, und wenn man die Wortformen ausscheidet für die erst in moderner Zeit herausgebildeten Begriffe, die man aber leicht mit Hilfe des Altgriechischen ableiten kann, ist das, was man hier liest, die Sprache der hellenistischen Zeit, also das Griechische, wie wir es in Schriften bewahrt finden, die vor 2000 Jahren geschrieben sind. Man kann sich diese ungeheuerliche Tatsache klarmachen durch einen Vergleich mit der Entwicklung unserer Sprache in einem gleichen Zeitraum: Von einem althochdeutschen Text würde bei uns ein sprachlich Angebildeter kaum hier und da ein Wort verstehen. Aber wir müssen gleich hinzufügen: Kein Mensch in Griechenland spricht diese Sprache im gewöhnlichen Leben, man bedient sich ihrer wohl bei hochoffiziellen Reden und gelehrten Vorträgen, aber sonst steht sie nur auf dem Papier. Und wenn man dieselben Gedanken in der Sprache, die wirklich gesprochen wird und zwar nicht etwa nur vom niedern Volk, sondern auch von den Gebildeten, wenn man diese Gedanken in den Sprachformen, deren sich die Umgangssprache bedient, niederschreibt, so würde ein Graezist, der nur das klassische Griechisch kennt, aus jeder Zeile höchstens eine Form entziffern können. Es sind zwei vollständig im Wortschatz, in der Formenbildung, im Satzbau verschiedene Sprachen, die in Griechenland nebeneinander existieren: Volks- und Schriftsprache. Bei keinem europäischen Volk besteht eine solche Kluft zwischen diesen beiden Gattungen, nur im Orient noch, im Arabischen, im Syrischen. Denn die Volkssprache ist nicht etwa Dialekt, sondern ein Ganzes, das wieder in Dialekte gespalten ist. Sie ist die auf natürlich-gesetzmäßigem Wege weiter entwickelte Sprache der alexandrinischen Zeit, die zu dieser bis ins einzelne dasselbe Verhältnis zeigt, wie die romanischen Sprachen zum Lateinischen. Sie ist untermischt mit einer Menge türkischer, slawischer, albanesischer Fremdwörter, und darin zeigen sich wie in der deutschen Sprache des 17. Jahrhunderts die Wirkungen der Fremdherrschaft.

Wie weit der Unterschied geht zwischen Geschriebenem und Gesprochenem, fällt im alltäglichen Leben bei jeder Gelegenheit auf. Z. B. in den Straßenbahnwagen in Athen liest man die Aufschrift: ἀπαγορεύεται τὸ καπνίζειν „Das Rauchen wird verboten“: 1. sagt niemand καπνίζω, sondern γουμῶ. 2. ist der Infinitiv in der Volkssprache ausgestorben; 3. gebraucht man in der gesprochenen Sprache die alten Passivformen nicht mehr. — Oder: man sieht Ladenschilder, wo Schuhe zu verkaufen sind: ὑποδήματα. Man spricht: παπούτσια, (ein türkisches Fremdwort). Oder: Auf Speisefarten steht: οἶνος λευκός und ἐρυθρός; dies heißt für gewöhnlich: κρασί ἀσπρό und μαῦρο (italienisch). Oder nehmen wir einen kurzen Satz: geschrieben: φέρε μοι ἄριον καὶ οἶνον εἰς τὴν οἰκίαν, gesprochen: φέρε μου ψωμὶ καὶ κρασί εἰς τὸ σπίτι. Gerade für die gebräuchlichsten Bezeichnungen aus dem Alltagsleben hat die Volkssprache im Laufe der Zeit neue Worte aufgenommen, und wer sich auf einer Reise im heutigen Griechenland verständlich machen will, dem hilft zunächst seine Kenntnis der altgriechischen Vokabeln wenig, während er alles, was zu lesen ist, leicht versteht.

Wie ist es nun zu dieser im Bereich der europäischen Sprachen einzig dastehenden Spaltung, zu dieser Doppelsprachigkeit gekommen? Sie ist keineswegs in neuerer Zeit, auch nicht in der mittelalterlichen, in der byzantinischen Epoche entstanden. Ihr Ursprung reicht vielmehr ins Altertum zurück. Die Sprache des neuen Testaments kann uns da einen Anhaltspunkt geben. Seine Schriften sind verfaßt von nicht als Griechen Geborenen, größtenteils von literarisch Angebildeten; sie sind verfaßt, um auch von der großen Masse verstanden zu werden. Und das Neue Testament zeigt uns, verglichen mit gleichzeitigen Literaturwerken, daß schon damals weitreichende Unterschiede bestanden zwischen literarischer und vulgärer Sprache. — Ein solcher der allgemeinen Kulturentwicklung eines Volkes gefährlicher Zustand ist in der Geschichte vieler Sprachen zu verzeichnen. Er wird wieder zum normalen, indem die schriftstellerisch verwertete Sprache sich der des Volkes annähert. Im Griechischen ist mehrmals das Gegenteil eingetreten; gelehrte Bestrebungen haben den Riß, der noch auszufüllen war,

mit Bewußtsein erweitert, zuerst in der römischen Kaiserzeit der „bornierte“ Rhetor Dionys v. Halikarnas, der die sogenannte attizistische Bewegung einleitete und so durch Zurückgreifen auf die Schreibweise der reinen attischen Schriftsteller die Entwicklung der Sprache um Jahrhunderte zurückschraubte. Die spätere Zeit bot mehrmals günstige Gelegenheiten für die Griechen, diese künstlich mitgeschleppte mumienhafte Sprache für die lebendige Literatur zu beseitigen. In derselben Epoche, in der in Italien die Bulgär-Sprache gegenüber der lateinischen literaturfähig wurde, vom 12.—14. Jahrhundert, bestand auf den Inseln, besonders auf Kreta, eine weitverbreitete volkstümliche Poesie, deren Ausdrucksmittel auch für eine Schriftprosa hätten ausgebildet werden können. Es sind auch Reime zu solcher Entwicklung vorhanden gewesen. Die beginnende Türkenherrschaft hat sie erstickt. Und nach dem Freiheitskriege in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts trat die Entscheidungsfrage wieder an die vom fremden Joch Erlösten heran: antiquierte oder lebende Sprache, welche soll im öffentlichen Leben des neuen Staates gelten? Der damals in voller Blüte stehende Klassizismus ließ nur eine Antwort zu. So wurde die sogenannte Reinsprache, die antike, zur offiziellen, und so leidet Griechenland heute noch unter dem Zustand der Doppelsprachigkeit. Der Mann aus dem Volke versteht die Schriftsprache nur unvollkommen, er lernt sie zwar mehr oder minder rein in den Schulen, er sieht sie in den Zeitungen vor sich, aber er hat kein inneres Verhältnis zu ihr. Und die Mehrzahl der Gebildeten andererseits freut sich wohl an den Liedern, die in der Sprache des Volks gesungen werden, aber daß man dieses Idiom in prosaischer Darstellung anwenden könnte, scheint ihm einfach undenkbar. — Versuche, das hier vorliegende Problem nach der einen oder anderen Richtung radikal zu lösen, haben um 1900 ernstliche Kämpfe hervorgerufen, die nicht nur mit geistigen Waffen geführt worden sind. Ein Kreis von jüngeren Literaten trat für die Rechte der lebenden Sprache in die Schranken, er schrieb in dieser Sprache und suchte sie für jede Art prosaischer Darstellung geschmeidig zu machen, und einer aus diesem Kreise übersetzte das Neue Testament, dessen Urtext, wie man behauptete, dem Volk nicht mehr verständlich war, in die Bulgär-Sprache. Das führte zu Verdächtigungen aller dieser Bestrebungen durch die kirchlichen Organe, es gab Szenen im Parlament und Studentenrevolten an der Athener Universität, der anerkannten Hüterin der archaischen Sprachform. Auch ausländische Gelehrte erhoben ihre warnenden Stimmen: ein deutscher, ein sonst in Griechenland hochgeschätzter Mann, damals der Inhaber des einzigen Lehrstuhls für mittel- und neugriechische Sprache, Krumbacher in München, riet diesen die tote Sprache endlich zu begraben. Er mußte sich die Zurechtweisung gefallen lassen, daß auf diesem Gebiet er sich als Nichtgriecher nicht einzumischen hätte. Augenblicklich hat die politische Neugestaltung des Balkans das Sprachproblem zurücktreten lassen. Es scheint, daß die Volkssprache zunächst in der Tagesliteratur an Boden gewonnen hat, doch wird sie nicht ganz literaturfähig werden können, wenn sie nicht Elemente der bisherigen Schriftsprache in sich aufnimmt. — Ich habe etwas längere Zeit darauf verwandt, den sprachlichen Zustand und seine geschichtlichen Grundlagen darzulegen. Wir sehen an ihm, wie sonst an wenigen Beispielen überhaupt, die erdrückende Macht der Tradition. Weshalb haben die Griechen die Sprachform, die sie im mündlichen Verkehr in allen Volkskreisen anwenden, herabgedrückt zu einem nicht vollwertigen Ausdrucksmittel? — Nun doch wohl deshalb, weil die sogenannte „reine“, die klassische Sprache als der Adelsbrief ihnen galt, der ihre Abkunft von denen verbürgte, die einst ihre Hände zu Zeus erhoben hatten. An dem Gedanken richtete sich in den schwersten Zeiten das Volksbewußtsein immer wieder auf. Vielleicht ist nur die Sprache das Band gewesen, das durch die Jahrtausende die griechische Nation zusammengehalten hat.

Auch unsere Sprache stellt ein Band dar zwischen Vorzeit und Gegenwart, doch nicht dadurch, daß sie in formaler Hinsicht einen früheren Zustand festhält, sondern indem sie in ihrem Wortschatz früher geltende Vorstellungen bewahrt. Noch auf einem andern Gebiet suchen wir seit Jakob Grimm die Verbindung mit der Gedankenwelt unserer Ahnen: Aus dem Volksglauben lassen sich Elemente vorchristlicher religiöser und mythologischer Anschauungen gewinnen. Ich sagte schon am Anfang, daß auch im griechischen Volksglauben sich solche Spuren aufdecken lassen. Noch weniger als bei den Germanen hat hier das Christentum die alten Göttervorstellungen restlos beseitigen können. An Orten, wo eine alte Kultstätte die Erinnerung lebendig erhalten mußte an eine dort wirksame Gottheit, ist diese in die menschliche Sphäre herabgedrückt; so lebt in Paphos auf Cypren Aphrodite nur als eine schöne Königin weiter; die Leute bei Epidaurus, wo einst Asklepios Heilwunder verrichtet, erzählen von einem berühmten Arzt, der in ihrer Gegend gewirkt habe. Ihrer alten Götterwürde weniger entkleidet sind Artemis und Demeter. Die eine lebt als *ἡ βασίλισσα τῶν βουνῶν*, die Königin der Berge fort, die andere wird noch angerufen neben der *Παναγία*, der heiligen Jungfrau,

als „die Herrin der Erde“, *ἡ δέσποινα τοῦ κόσμου*. Doch im ganzen ist's wenig, was von den griechischen Göttern, an die wir zunächst denken, das heutige Volk noch festgehalten hat: es ist so gut wie nichts von Zeus, von Hera, von Apollo, von Poseidon. Und so sehr verwunderlich, wie diese Tatsache auf den ersten Blick erscheint, ist sie nicht einmal. Wir müssen uns immer mehr von der Vorstellung frei machen, als ob die olympische Götterwelt hauptsächlich oder gar ausschließlich die Phantasie des Volkes beschäftigt habe. Es gibt Gottheiten finsternen, unbestimmten Charakters, die von altersher viel tiefer im Volksbewußtsein wurzeln, als die von Mythologen und Dichtern zu individuell plastischen Gestalten geformten olympischen, die in der poetischen Literatur naturgemäß den Vorrang behaupten. — Bei Homer steht hinter oder über den Göttern die *Μοῖρα*, das Geschick, gegen dessen Walten auch Zeus im Grunde machtlos ist. Späterer Glaube, von Hesiod bis in unsere Tage nachweisbar, kennt Schicksalsfrauen, drei an der Zahl, die bei den entscheidenden Momenten des Menschenlebens in Wirksamkeit treten. Die heutigen Griechen, namentlich die Frauen, suchen sie sich günstig zu stimmen durch Gaben, die sie in Grotten und an Quellen niederlegen, ohne sich des Widerspruches bewußt zu werden, der darin liegt, daß man das Fatum, das für den Einzelnen schon bei der Geburt entschieden ist, doch nachträglich zu beeinflussen sucht. — Nicht ganz passend zu diesen drei über alles Menschenlos waltenden Schicksalsgöttinnen weist der moderne Volksglaube jedem Menschen noch eine besondere *μοῖρα* zu.

Eine ganze Gattung von Volksliedern beschäftigt sich mit den Moiren. Und ein merkwürdiger alter Reim in der Volkssprache bringt sie in Verbindung mit dem alten Götterberg. Er lautet:

σὶδὸν Ὀλυμπον, σὶδὸν κόλυμβον
 σὶὰ τρία ἄκρα τοῦρανοῦ,
 ἔπον ἢ Μοῖραις τῶν Μοιρῶν
 καὶ ἢ δική μου Μοῖρα
 ἄς ἀκούσῃ καὶ ἄς ἔλθῃ.

„Auf dem Olymp, auf seinem Gipfel, an den drei Enden des Himmels, wo die Moiren der Moiren wohnen und meine eigne Moire ist, da höre sie mich und komme her!“

Wir wollen uns nicht erst die Mühe machen, in die widerspruchsvollen Ortsangaben am Anfang Sinn und Zusammenhang zu bringen; es kommt bei solchen Formeln, wie bei Kinderreimen, mehr auf Klang und Rhythmus an, als auf Klarheit der Gedanken. Nur eins ist der Beachtung wert: Die Frauen von Kephisia bei Athen, von denen man vor Jahrzehnten diesen Spruch hörte, dachten sich die alles bestimmenden Schicksalsgottheiten auf dem Olymp. Merkwürdig genug! Zeus und die olympische Götterrunde ist verschwunden, aber die, die schon da waren, ehe das Szepter des jüngeren Götterstaates in Zeus Hände gelegt wurde, die sucht man jetzt noch an seinem einstigen Herrscherstze.

Wie weit dieser heute noch lebendige Glaube an die dunklen Schicksalsmächte zeitlich hinaufreicht, läßt sich mit den Mitteln der Forschung nicht bestimmen. Ebenso wenig, wie alt der Jenseitsglaube ist, der den abgetriebenen Seelen das Reich unter der Erde als Aufenthaltort zuweist. Und auch er bildet einen festen Bestandteil des gegenwärtigen griechischen Volksglaubens. Danach geht der Tote ein in die untere Welt, *τὸν κάτω κόσμον*, und sein Leben vergeht da so freudlos, wie es sich schon Achill im Epos denkt. — Ein Volkslied aus Kephallonia beginnt mit den Versen:

„Am Abend gestern wandert' ich vorbei am Tor der Kirche
 Und blickte in die Unterwelt durch einen Riß der Erde
 Und hörte Mädchen jammern laut und junge Burschen seufzen . . .“

Es ist nicht etwa der Ort der Strafe, die Hölle, hier geschildert, der eine Stätte der Seligkeit, der Himmel, entspräche, sondern der allen gemeinsame, auch mit der antiken Bezeichnung noch benannte Hades. Aus ihm stammt die dem Volk vertrauteste Gestalt der vulgären Mythologie, der unerbittliche Todesgott. Er heißt nicht mehr Hades, sondern Charos. Er hat also mit leichter Änderung der Endung den Namen des Fährmanns angenommen, der die Verstorbenen über den Styx, den Unterweltsstrom, hinüberführt. Wie Hades mit Persephone, so teilt er die Herrschaft mit der Charontissa, der Unterweltskönigin. Sogar der grimmige Torwächter des Totenreichs Kerberos lebt noch im Volkslied.

An Charos Amt in der antiken Unterwelt erinnern manche Strophen von Volksliedern aus Satynthos: (Bernhard Schmidt: Griechische Märchen, Sagen und Volkslieder. 1877 S. 177)

Des Charos Segel blähet sich, zu ziehn zum Ort der Trauer,
 Wo viele Seelen sind vereint von Alten und von Jungen.
 Schwarz ist die Farbe seines Schiffs, die Farbe seiner Segel,
 Von schwarzer Farbe ist der Kiel, und schwarz sind seine Ruder.
 Es eilen Kinder, eilen Frau, und Ehemahl' und Mönche,
 Um einzusteigen in sein Boot; er faßt sie bei den Händen.
 Gar kalt fühlt sich sein Körper an; schneeweiß sind seine Haare,
 Die Sichel hält er in der Hand, es klappern seine Knochen
 Und fangen Feu'r und brennen hell beim Aneinanderstoßen,
 Als wär von einem großen Brand die Gegend rings erleuchtet.
 „Auf, Charos, setz' sie über doch, noch andre harren deiner.“ —
 Er greift zum Ruder, überblickt die Schar und fährt von dannen.
 Und wieder kommt gefahren er, und wieder nimmt er mit sich
 An Müttern und an Kindern viel, an Männern, Greisen, Wittwen.

Man erkennt ohne weiteres, daß die Figur des Fährmanns aus dem Altertum verschmolzen ist mit dem Tod, wie unsere Volkspheantasie ihn sich ausmalt, dem Gerippe, dessen Attribut die Sichel ist. Doch die poetisch eindrucksvollsten Lieder zeigen Charos noch in anderer Gestalt; an einem solchen, das Goethe übersezt hat, kann man erkennen, daß die dichterische Gestaltungskraft dem hellenischen Volksfänger nicht nur im Altertum eigen gewesen ist. Ich wähle hier eine andere Übersetzung, deren Sinn beim Vorlesen vielleicht rascher erfaßt wird, als der der Goetheschen:

Warum so finster das Gebirg, die Höhn in düst'rer Trauer? —
 Ist es vom Sturm, der drüber saust, vom schwarzen Regenschauer?
 — Nicht ist's vom Sturm, der drüber saust, nicht von der Regentwolke,
 Nein, Charos zieht dort oben hin mit seinem Geisterwolke.

Die Jungen treibt er vor sich her, es folgen ihm die Greise,
 Und zarte Kindlein führet er am Sattel reihentweise.
 Die Jungen flehen auf den Knien, es bitten ihn die Alten:
 O Charos, keh' im Dorfe ein! Laß uns am Brunnen halten,
 Daß Greise sich des Tranks erfreun, daß Jugend spiel mit Steinen,
 Und bunte Blumen auf der Au sich pflücken unsre Kleinen.

„Nicht will ich noch im Dorf verziehn, nicht rasten an der Quelle!
 Es möchten ihre Lieblinge erkennen auf der Stelle
 Die Mütter, die zum Schöpfen gehen, es möchten sich erkennen,
 Die ich geschieden, Mann und Weib, und nie sich wieder trennen.“

Es liegt die Vorstellung des reitenden Jägers hier zugrunde, der die Scharen der Seelen durch die Lüfte führt. Aus dem Altertum ist uns diese Auffassung des Todesgottes nicht bekannt. Man hat sie auf slawischen oder sonstigen fremdländischen Einfluß zurückgeführt, und in der That ist bei der modernen Charosauffassung manches Nichtgriechische mit untergelaufen. Nur darf man daraus, daß uns in den literarischen Quellen nichts von jener Vorstellung des Seelenjägers begegnet, nicht mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, sie sei den alten Griechen unbekannt gewesen. Wir kennen doch nicht genug aus diesem Vorstellungskreis, der im Altertum das Interesse der Forscher noch nicht in dem Maße auf sich gelenkt hatte wie jetzt.

Charos ist nicht, oder wenigstens nicht immer, die unnahbar erhabene Gottheit des Todes. Er erscheint oft dem höchsten Gott untergeordnet, als eine Scherge, ein roher, gutmütiger, tölpelhafter Gefelle, der sich bezwingen oder auch überlisten läßt. Die Rolle spielt er nicht etwa erst in späterer Zeit. Sie ist ihm schon von Euripides in der *Alkestis* zugewiesen. Dieses Drama, als viertes Stück einer Tetralogie aufgeführt, vertrat das an dieser Stelle sonst übliche Satyrspiel. Es ist nicht auf den Ton der hohen Tragödie gestimmt, es trägt, wie man schon lange bemerkt hat, einen mehr burlesken Charakter. Neben dem mit feiner Komik gezeichneten Haupthelden Admetos stehen Herakles und Thanatos, bei deren Schilderung der Dichter die Farben gröber aufgetragen hat. Thanatos, der Tod, der im Gespräch mit Apollo seine plebejische Natur offenbart im Gegensatz zu der alten vornehmen Gottheit, ist gekommen, um zunächst Admetos Leben zu fordern und dann das seiner Gattin Alkestis, die an seiner Stelle zu sterben bereit ist. Euripides hat diesen Thanatos, diesen Henkersknecht, offenbar aus der Sphäre des vulgären Volksglaubens heraufgeholt, und in einer jüngeren Handschrift steht statt Thanatos der Name Charos. Der Abschreiber fand die Rollen beider so ähnlich, daß er den

späteren Todesgott der Griechen auch mit seinem Namen in die Liste der Personen des Dramas setzte. — Schon Phrynichos, Aeschylos Zeitgenosse, hatte seinen Zuschauern den Tod vorgeführt, und zwar in einer roheren Aktion: er hatte ihn mit Herakles auf der Bühne ringen lassen. Dieses Thema, das Ringen starker Helden mit dem Tode, ist zwar weit verbreitet und auch aus unseren Märchen bekannt, aber nirgends so häufig verwendet, wie in der griechischen Volkspoesie. Da heißt es z. B. in dem Lied: „Charos und der Hirt“:

„Sie fasten sich, sie rangen wohl zwei Nächte und drei Tage,
Und um die Früh am dritten Tag, wohl um die Frühmahlstunde,
Da führt der Bursch so schweren Schlag, daß Charos drob ergrimmt.
Er faßt ihn bei den Haaren fest und schmettert ihn zu Boden.“

So weit das moderne Volkslied. Aus Phrynichos und Euripides sehn wir, daß nicht erst in neuerer Zeit die Volkspoesie sich mit diesem Stoff beschäftigt.

Die von den Einflüssen der Bildung unberührte Schicht des Volkes erweist sich nicht nur als Träger uralter Vorstellungen von den das Leben beherrschenden Mächten, sondern auch als Hüter uralter Gebräuche. Und da ist sie wiederum in keiner Sphäre so konservativ wie in der, die Bestattung und Totenkult umfaßt. Nochmals müssen wir Homer heranziehen. Da wo er Hektors Bestattung beschreibt, reihen sich die einzelnen Zeremonien folgendermaßen aneinander: Der Leichnam wird auf ein Totenbett gelegt, Sänger beginnen den Trauergesang, Frauen begleiten ihn mit Wehklagen. Dann hebt die in Verse gefasste Totenklage der nächsten weiblichen Verwandten an: Andromache, Hekabe, Helena, jede bringt die ihrer Stellung zu Hektor entsprechenden Gefühle in einem besonderen *ἰσθνος* zum Ausdruck.

Die gleiche Sitte, das Aufbahnen der Leiche, die sogenannte *πρόθεσις* und die Totenklage der berufsmäßigen Klageweiber und der Verwandten sehen wir als feststehende Zeremonie im nachmykenischen Zeitalter immer wieder dargestellt auf den großen Vasen des sogenannten Dipylon-Stils. — In der historischen Periode hat dann Solon gegen die Auswüchse dieser Sitte Gesetze erlassen. Am Anfang der christlichen Aera droht Chrysostomos denen mit der Exkommunikation, die für Beerdigungen berufsmäßige Klageweiber mieten. Im Mittelalter erlassen die Venetianer in den von ihnen beherrschten Gebieten wieder strenge Gesetze im Sinne der erwähnten Solonischen. Und heute bestehen die homerischen Gebräuche auf dem Lande immer noch. — Das unser Empfinden so stark verletzende Klagegeschrei der Weiber habe ich selbst noch gehört, übrigens nicht in abgelegener Gegend, sondern auf dem Friedhof der modernen Fabrikstadt Piraeus. Und wenn schon Homer das *στενάζειν* der Weiber im allgemeinen unterscheidet von den Klagegesängen der dem Toten Nahestehenden, so ist dieser Unterschied bis in die Neuzeit vorhanden gewesen. In den großen Sammlungen der neugriechischen Volkslieder sind auch solche Trauergefänge wiedergegeben, aber sie sollen nach dem Urteil griechischer Folkloristen keinen Begriff geben können, von dem improvisierten, unter dem Eindruck des frischen Schmerzes oft in einer Art ekstatischem Zustand hervorquellenden Totenklagen. Bei den Mainoten, den schon erwähnten Bewohnern der südpeloponnesischen Gebirgsausläufer, mischt sich vielfach in die im Klagegedicht erklingende Trauer über die Ermordung eines Verwandten der Ausdruck des Rachegefühls, die Einschärfung der Verpflichtung, das Leben des Mörders als Sühne zu fordern.

Ich muß mich auf einzelne, besonders klarliegende Beispiele beschränken, aus denen das Altertum mit unverändertem Antlitz uns entgegenblickt. Das ganze Gebiet ist viel zu umfangreich, und wo man die Einzelheiten gesammelt und aufgezeichnet hat, da füllt der Stoff dickeleibige Bücher. Und dabei ist die Sammelarbeit nicht etwa abgeschlossen, es werden vielmehr immer noch neue Spuren alter Anschauungen und Gebräuche aufgedeckt. Erst kürzlich hat ein englischer Archäologe das Material durch eine interessante Beobachtung bereichert. Er sah in Thracien, nicht weit vom antiken Salmydessos, in einer Gegend, wo griechische Bevölkerung sich erhalten hat, die Karnevalsspiele der Bauern und fand darin die erstaunlich deutlichen Spuren der Kultgebräuche des Dionysos-Dienstes, der ja aus Thracien nach Hellas gekommen ist. Die Darsteller in diesem Spiel sind bekleidet mit Reh- und Bock-Fellen, wie die bekannten Gestalten aus dem Gefolge des Dionysos-Bakchos. Unter ihnen spielt eine Frau die Hauptrolle als Amme eines Kindes, das sie in einem Korb trägt. Der Korb wird mit *κούνιον* bezeichnet, einem Wort, das nur im alten Dionysosdienst als Bezeichnung der Wiege des göttlichen Kindes vorkommt. Wahrscheinlich hatte diese Wiege in der Dionysos-Sage ähnliche Bedeutung wie die Krippe in der christlichen Legende. — In dem modernen Spiel wird nun von dem Kind manches berichtet, was darauf deutet, daß es sich ursprünglich um ein Gotteskind handelte: Es

entwächst überraschend schnell der Wiege und seiner Pflegerin; seine Eltern sind unbekannt. — Im weiteren Verlauf führt man das Hochzeitsfest und dann den Tod des inzwischen Herangewachsenen vor, mit Einzelheiten, für die sich wiederum Parallelen im antiken Kult aufweisen lassen. Schließlich steht der Hauptheld wieder auf vom Tod und zieht nun einen Pflug, der inzwischen von den anderen Darstellern des Spiels hergestellt ist, in feierlichem Zuge um das Dorf herum unter Segenswünschen der Bauern für das Gedeihen der Felder im folgenden Jahre. Es ist nicht unmöglich, daß in dieser feierlichen Handlung des Pflugziehens noch eine Reminiszenz sich erhalten hat des totemistischen Glaubens, der Dionysos als Stier auffaßte. Erwähnenswert ist dabei noch, daß in manchen Dörfern der Hauptdarsteller, der als König bezeichnet ist, den Zuschauern Wein spendet, ein um so auffallenderer Brauch, als sonst bei Volksspielen die Beteiligten wohl Gaben einsammeln, aber nicht austheilen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man in dem König des Spiels den alten Weingott erblickt, dem im Altertum die für die Vorgeschichte der Tragödie so wichtigen vollstümlichen Feste und Maskeraden galten.

Man ist, wie ich schon sagte, auf die besondere Bedeutung der thrazischen Karnevalsspiele erst in neuester Zeit aufmerksam geworden; ein anderer im griechischen Volk geübter Brauch, an dem die Jahrhunderte nichts geändert haben, war schon den ersten Sammlern dieser Eigenheiten nicht entgangen. —

Dem Nahen des Frühlings sieht die Bevölkerung im Süden nicht etwa gleichgültiger entgegen als bei uns. Der Winter ist zwar dort nicht so „kernfest und auf die Dauer“, dafür aber in der kurzen Zeit, wo er das Regiment führt, erheblich unbehaglicher als hierzulande. Wer als Nordländer den Januar und Februar in dem holzarmen und kohlenlosen Griechenland verlebt hat, namentlich die Tage, wo der Ostwind vom Schwarzen Meer her über die kahlen Flächen fegt, der sehnt sein Ende noch lebhafter herbei, als in der Heimat, wo der eigentliche Winter ja seine besonderen Reize hat. — Für unser Volk gilt als Anzeichen der Wende der Jahreszeit die Rückkehr der Zugvögel, der Frühling beginnt, wenn die Schwalben wiederkehren. Aber wir begrüßen die erste Schwalbe doch nicht mit so ausgelassener, kindlicher Freude wie der Grieche. Ein antikes Vasenbild zeigt uns zwei Männer, von denen der eine mit der Hand in die Luft weist, der andere sich auf den Boden geworfen hat und vor Freude mit den Beinen strampelt. Die Beischrift gibt uns die Erklärung. Sie lautet: *iov iov xelidón*, „Juchhe! eine Schwalbe!“ — Die Beliebtheit nun, die jetzt noch der geflügelte Frühlingsbote genießt, machen sich die Jungen in den Dörfern zunutze. Sie ziehn von Haus zu Haus, eine Schwalbe in Holz geschnitten auf einer blumenumwundenen Stange tragend und sammeln Gaben ein. Dabei singen sie Lieder zum Preis der Schwalbe und halten darin die Fiktion aufrecht, daß sie es ist, der die Gaben dargebracht werden. Ein solches Lied heißt *xelidónisma*, und in den Sammlungen der neugriechischen Volkslieder pflegen eine ganze Reihe nebeneinanderzustehn. — Die gleiche Sitte bestand im Altertum auf Rhodos, wie bei Athenaeus zu lesen ist, und auch ein Schwalbenliedchen, ein *xelidónisma*, wird von ihm an der Stelle mitgeteilt. Es lautet in einer neuen Uebersetzung: (Estuche: Hellenisches Lachen, S. 54)

Die Schwalbe, die Schwalbe
kehrte zurück,
Sie bringt euch den Frühling
Und Freude und Glück,
An der Brust ist sie weiß
Aber schwarz auf dem Rück'.

Du reicher Mann, sende
Uns Früchte heraus
Und ein Becherlein Weines
Und Käse zum Schmaus
Und Brot! Doch die Schwalbe
Schlägt auch Kuchen nicht aus.

Soll'n wir gehn?
Soll'n wir noch ein Weilchen stehn?
Schenkst du, gut! Doch geizest du,
Lassen wir dir keine Ruh,
Heben die Tür und die Schwelle dir aus,
Tragen das Frauchen dir fort aus dem Haus.
Sie ist ja klein,
Die trag ich allein!

Doch bringst du was, dann bringe
Recht viel und Gut's herfür!
Mach auf, mach auf dem Schwälblein,
Mach auf die Tür!
Wir sind keine alten Leute,
Kinder sind wir!

Zum Schluß will ich noch eine Volksfage anführen, eine der wenigen, die die Erinnerung an eine geschichtliche Persönlichkeit bewahrt haben. Wir wissen aus der eigenen Volksüberlieferung, daß da nur ganz vereinzelt geschichtliche Persönlichkeiten und geschichtliche Vorgänge ihre Spuren so tief eingraben, daß sie länger als einige Jahrhunderte haften, und so werden wir uns nicht wundern,

daß von den Gestalten der griechischen Vorzeit, die den Gebildeten der ganzen Welt von Jugend auf vertraut sind, im eigenen Volk nichts lebendig geblieben, manches allerdings durch gelehrten Einfluß wieder hineingetragen worden ist. Nur Alexanders des Großen alles überragende Persönlichkeit ist nicht vergessen. Es scheint, als ob dunkel im Volksbewußtsein noch eine Empfindung dafür vorhanden wäre, daß die byzantinische und neugriechische Periode der Geschichte ihre Wurzeln in der alexandrinischen hat. In einer weitverbreiteten Schiffersgeschichte kommt das zum Ausdruck; sie erzählt von der Gorgone, die hier zur Meerhexe geworden ist:

„Sobald ein Schiff der Gorgone in den Weg kommt, packt sie es beim Hinterdeck und fragt: „Lebt König Alexander noch?“ — Die Schiffer müssen dann sagen: „Er lebt und herrscht!“ oder: „Er lebt und herrscht und bringt der Welt den Frieden!“

Dann wird die Gorgone ein schönes Mädchen, läßt Wind und Wogenschwamm aufhören, spielt auf ihrer Harfe und singt liebliche Lieder; und von ihnen lernen die Schiffer die neuen Weisen. Wenn aber die Schiffer den Fehler machen und sagen, König Alexander sei gestorben, so wird die Gorgone wütend und gibt dem Schiff einen Stoß, daß es in die Höhe fliegt und alle ertrinken.“ —

Man sieht mit Recht in der Sage eine tiefe symbolische Bedeutung, einen Ausdruck der Sehnsucht des griechischen Volks nach dem Begründer seiner einstigen Weltherrschaft. Ich meine diese Geschichte hätte auch uns etwas zu sagen. Alexander gehört nicht den Griechen allein, so wenig wie die Griechen etwa das einzige Volk sind, in dessen Sagen er eine Rolle spielt. — Seine Einwirkung reicht weiter. Er hat den Ländern des Mittelmeers und damit den Völkern, die jetzt in der Welt voranstehen, eine Kultur, die hellenische Kultur gebracht. Ihretwegen wollen wir jetzt noch einen Teil unserer Jugend befähigen, die griechische Literatur in der Ursprache zu lesen; so stark, glauben wir, sei der Einschlag dieser Kultur in unserem geistigen Leben. Dieser Glaube an den gleichbleibenden Wert dieses alten Kulturelements wird gegenwärtig stark angefochten, aber er ist schwer zu erschüttern bei denen, die jemals dem Griechentum innerlich näher gekommen sind.

Und so könnten wir, die wir unter der Flagge des Hellenismus und damit des Humanismus segeln, uns mit den griechischen Schiffern vergleichen. Man läßt unser Fahrzeug nicht unbehelligt wie früher seine Bahn weiter ziehn, man hält es unversehens an und ruft uns die weitschallende Frage zu: Lebt König Alexander noch? Das heißt für uns: Ist der Hellenismus, dem er die Welt erobert hat, noch eine lebendige Macht? — Und wenn wir dann nicht die richtige Antwort fänden, dann müßten wir's geschehen lassen, daß man unser Schiff umstieße und zerschellen ließe. Ich glaube aber, es wäre uns um die rechte Antwort nicht bange, wir könnten voll Zuversicht sagen:

„Er lebt und herrscht immer noch!“



The first of these is the fact that the
... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

... ..
... ..
... ..

TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007





